



# Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 43.

Samstag

den 1. November

1828.

## Der Felsenkeller zu Oberpfreimd.

(Novelle von Joh. Gabr. Seidl.)

Böser Ungestüm verdirbt;  
Doch ein Herz, das ohne Schulden,  
Sich mit Gott bespricht, — erwirbt  
Kuh' in Nothen; Sieg nach Duld'n!

### I.

Um den langen Eichentisch, an welchem für gewöhnlich die angeseheneren Bürger des Städtchens Oberpfreimd im Regenkreise, zu sitzen pflegten, gab es am St. Theresia-Tage eine besonders lebhafte Bewerbung. Kaum war die Rathsherrngebilde aus dem hochgewölbten Felsenkeller emporgestiegen, als sich schon eine Meisterzunft der kaum leergewordenen Bänke bemächtigte; und kaum hatte noch diese ihren Schluß zur Reize gethan, als sich ein Künstler um den anderen einfand, bis zuletzt der ganze Tisch mit Männern von der lieben Kunst besetzt war. Da ging es dann, wie man sich leicht denken kann, lustig und vollauf her; auch manche Schwänke kamen an's Brett, und was Jedem während seines Künstlertreibens begegnet war, mußte zuletzt auch herhalten. Die Leute, die auf den übrigen Bänken der geräumigen Kellergrotte saßen, hätten sich wohl gerne auch eine doppelte Beche gefallen lassen, um nur all' die bunten Geschichten belauschen zu dürfen, die da erzählt, belacht und begrüßelt wurden.

Ein einziger Gast, welcher mit dem Rücken gegen die Uebrigen gelehrt, wie ein rechter Unhold, in einer Ecke saß, kummerte sich um kein Gespräch und keine Anspielungen. Man hätte ihn für einen äch-

ten Abkömmling von Johannis Faust's unheimlichen Gesellschafter halten können. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, stützte er sein Antlitz, dessen glühendes Roth er doch nicht ganz bergen konnte, in die hohlen Hände, durchfingerte zuweilen sein graues struppiges Haar, und dehnte und streckte sich auf seinem alten Lederstuhle so seltsam hin und wieder, als ob ihn ein ungebeter Widerpruchgeist in seinem Innern nicht ruhig sitzen ließe. Die lustige Künstlergesellschaft achtete seiner mit jedem Gläschen weniger; denn er sprach ihr nicht darein, und das war das höchste, was sie von einem so sonderbaren Auge fordern konnte.

Die Reihe der Erzähler war nun bis auf Einen durchgegangen. Meister Grunding, der Maler, war allein noch seinen Theil schuldig. Wer seine ernstere Stimmung bemerkte, hätte ihm wohl gern einen Schwank geschenkt. Aber die Gesellschaft schrieb seine Befangenheit dem morgenden Tage zu. Er hatte nämlich für die Kirche des Städtchens, welches damals noch dem katholischen Glauben zugethan war, ein Bild der heiligen Theresia gemalt. Dieses sollte morgen, als am Sonntage, wo man das Fest dieser Heiligen nachzutragen gedachte, zum ersten Male der öffentlichen Andacht preisgestellt werden. Darum war Grunding heute so spät auch in den Kreis seiner Freunde gekommen, weil er bis in die Nacht hinein mit der Aufstellung des Bildes beschäftigt war. Die bange Erwartung, welche der erste Anblick des Bildes auf die Gläubigen machen würde, diese, glaubten Alle, habe ihn so ernst gestimmt, und beschwogen lagen sie ihm auch um so eifriger an, durch ein feines Hörtörchen sich selber zu zerstreuen.

„Ihr irrt euch an mir, lieben Brüder“, begann er endlich, als man ihn damit aufzog, „das kann mich bei'm Himmel nicht verstimmen! Ist mein Bild gut, so wird es seinen Eindruck nicht verfehlen; verfehlt es aber den Eindruck, so ist es nicht gut, und ich weiß, wie ich es in Zukunft zu halten habe. Überhaupt kümmert mich, was da kommen wird, wenig. Was mich so ernst gestimmt hat, ist etwas, so mir schon geschehen ist, so mir erst kurz vorher, eh' ich zu euch herabkam, geschehen ist, — und wahrlich, wenn ich es euch erzähle, so wird's euch eben so ernst stimmen, wenn in eueren Köpfen nicht schon mehr Wein steckt, als in den Fässern dort!“ —

Ein allgemeines „Laß hören, Bruder! Laß hören!“ war die Antwort auf diese Vorbereitung. Alles horchte auf; selbst der finstere Mann im Winkel schien seinen Hut etwas weiter über das Ohr emporzurücken.

„Es geht jetzt auf Mitternacht zu“, begann Grunding. „Vor einer Stunde noch, eh' ich zu euch kam, hatt' ich, wie ihr wißt, im Kirchlein droben zu thun. Ich war am Hochaltare mit meinem Bilde beschäftigt. Der Küster, dessen ich nicht mehr bedurfte, war auf meine Versicherung, daß ich selbst zuriegeln und ihm die Schlüssel zu seinem Stubenfenster hineinlangen würde, fortgegangen. Da stand ich den allein in der alten Halle; tiefe Stille herrschte rings um mich her; schon mein Athemzug erweckte ein Echo. Mit meiner Arbeit war ich fertig geworden; aber die geistige Ruhe, der heilige Friede, den ich noch nie so ungestört in seinem überirdischen Walten belauscht hatte, machte einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich mich nicht davon trennen konnte, und wie ein Steinbild an einer Säule des Altars lehnen blieb. Ein Mondstrahl fiel durch das Fenster über den Chor auf mein Bild, und umgürtete das Haupt der Heiligen mit einem Verklärungsscheine. Eine rothe Ampel schimmerte wie ein Blutstropfen vor dem Herzen der Madonna am Seitenaltare; die Kirchenfahne an den Pfeilern regten, vom Luftzuge bewegt, lautlos ihre seidnen Quasten, und nur manchmal unterbrach das Geknister der alten Eichenstühle, oder der dumpfe Pendelschlag der Thurmuhre, die Stille. Jetzt mit einem Male (Schauer rieselte durch mein Gebein) sah ich zur Thüre eine weiße Gestalt hereinschleichen, der Mond blendete mich; ich konnte nichts unterscheiden. Aber die Gestalt bewegte sich, ruckweise, weiter und weiter gegen mich her. So war mir Gott helfe, ich wußte nicht, sollte ich in diesem Augenblick all' meinen weltlichen Unglauben, oder all' meinen christlichen Glauben zusammenraffen, um mich vor meiner eigenen Hasenherzigkeit in Schutz zu nehmen. Unwillkürlich verbarg ich mich hinter den Hochaltar. Die Gestalt schritt langsam bis zu den Stufen desselben

vor. Kaum fünf Schritte weit von mir kniete sie jetzt nieder, und schien still zu beten. Ihre Ruhe gab mir Muth, sie genauer in das Auge zu fassen. Was Einem nicht Alles die Furcht vorspiegelt! Eine hohe Gestalt, in weißem fattigem Latare sah ich, mit geschlossenen Füßen, wie die Gespenster wandeln, auf mich zu gleiten, — und siehe da, vor mir kniete nun ein holdes, niedliches Jungfräulein, gekleidet, wie unsere Bürgerstöchter, nur daß ihr statt des Spitzhäubchens, ein Kranz von weißen Rosen zum Hauptschmucke diente. Jetzt erhob sie ihr Antlitz, über dessen lieblichen Spiegel, den mich der Widerstrahl des Mondes erkennen ließ, aus den dunklen Augen schimmernde Thränen quollen. Nun faltete sie auch die Hände, zog den Kranz von ihrem Haupte und legte ihn auf die oberste Stufe des Altars und begann, nachdem sie wieder herabgestiegen und niedergekniet war, beiläufig folgendes lautes Gebet:“

„Vater Unser, der du bist in dem Himmel! Ich weiß und glaube, daß du uns hältst, wie deine Kinder, und daß kein Haar von unserem Haupte fällt, so nicht von dir gezählt wäre! Ich glaube, daß du nichts über uns verhängest, was nicht zu unserem Besten wäre! Ich glaube daß du Alles, was uns betrifft, zu einem guten Ende fährest. Dieser Glaube, dieses Vertrauen, o Herr, ist das Unterpfand, welches ich dir gegeben, und welches du von mir angenommen, und bei diesem Unterpfande, bei diesem heiligen Worte, so du mir gegeben, erinnere ich dich wieder, mein Gott, daß du meiner nicht vergessen mögest, deines vertrauensvollen Kindes! Du weißt, für wen ich zu dir flehe! und siehst in mein Herz, und erkennst die Liebe meines Herzens, und alle die Wege, auf denen sein Bild in meiner Seele aus- und eingeht, sind dir nicht verborgen. Er muß mein werden, mein Theobald, ich fühl' es, er muß mein werden, denn was du für einander bestimmt hast, können die Menschen nicht trennen. Aber bis es dir gefällt, die Zeit unserer Prüfung zu enden, gib mir Kraft und Stärke, damit ich nicht erliegen möge.“

„So sprach sie, und betete dann wieder stiller in sich hinein, und kniete mit gebeugtem Haupte, schweigend da. Unwillkürlich zog es mich zur Andacht hin. Solch' ein kindliches, unbefangenes Gottvertrauen, das mit seinem himmlischen Vater so offen, so ganz ohne Hehl und Rückhalt spricht, ist mir noch nie vorgekommen. Ja, Brüder, laßet euerer Gläser nur sinken, und faltet die Hände darüber, denn wenn euch solch' eine Glaubenskraft nicht rührte, — so wär' es Zeit, daß ihr zur Natur ging't, und sagtet: Große Mutter, du hast dich vergriffen, und mir ein Menschengeßicht, aber kein Menschenherz gegeben. — Eine Weile lang

kniete sie in dieser schweigenden Feier, dann begann sie wieder: "

„Noch ein Mal, Gott, leihe mir dein Ohr! Du weißt, heute ist der Tag, der den Namen deiner geliebten Heiligen führt, nach der sie mich getauft haben. Deine Huld seh' ich darin, daß, wie aus Zufall heute die Pforte deines Hauses offen stand, als ich am Kirchhof am Grabe meiner Ältern beten, und ihnen diesen Kranz aus weißen Rosen auf ihr Kreuz flechten wollte. Nimm du ihn nun an, Vater meiner Ältern und mein Vater! Nimm du ihn an, und höre meinen Dank und meine Bitte! Ich danke dir, daß du mich den heutigen Tag zum achtzehnten Mal erleben liebest; ich danke dir für meine Jugend, für meine Gesundheit, für alle Freuden meiner Kindheit. Ich danke dir für meine Liebe und für alle Kämpfe, die sie mir gekostet, denn ich würde nicht ringen dürfen, wenn ich nichts zu erringen hätte. Auf große Leiden warten schöne Palmen! Aber ich bitte dich auch bei deiner heiligen Zustimmung, die du mir unauslöschbar in das Herz geschrieben hast, wollest mir diese Palme nicht vorenthalten, und laß den Kampf, wenn es seyn kann, bald vorüber gehen! Erweiche das Herz meines Oheims; stärke die Kraft meines Theobalds, und vergieß nicht deines Kindes, deiner leidenden Therese!"

„Nach diesem Gebete stand sie auf; verneigte sich noch einmal, und schritt langsam wieder zur Kirchenthüre hinaus. Tiefbewegt schritt ich aus meinem Asyl hervor, und wollte ihr nach; da fiel mir der dustblüthige Kranz in die Augen. Ich konnte das Kleinod nicht liegen lassen; der Himmel, dachte ich, wird mir den Diebstahl verzeihen, mit heiliger Inbrunst drückte ich ihn an meine Lippen, legte ihn in meinen Hut, und machte mir gleich meinen eigenen Plan damit! Damit ihr aber, Brüder, mein seltsames, tieferschütterndes Abenteuer für kein Märchen hält — da sehet den Kranz, betrachtet ihn mit heiliger Scheu, und schöpft Gottvertrauen und Starkmuth aus seinem Dufte!"

Alle saßen höchlich verwundert, als Grunding wirklich den blühenden Rosenkranz aus seinem Hute zog, und ihn seinem Nachbar gab. Mit vorsichtigem Finger langte ihn Einer dem Anderen hin, bis er auf den Lezien, einen jungen, ernst sinnigen Meisterfinger, kam, der vor einem Jahre erst aus Nürnberg herübergekommen, und Allen seither lieb, aber doch ein Räthsel geworden war. Während dessen fuhr Grunding wieder fort: „Noch mehr aber, als dieser Kranz sollte mir von der schönen Dulberinn zu Theile werden; sogar ein kleiner Aufschluß zu ihrem Leiden. Als ich nämlich die Kirchenthüre verriegelt hatte und um die Ecke bog, um die Schlüssel dem Sakristan, dessen Fenster auf den Kirchhof gehen,

hineinzureichen, sah' ich die leidende Therese längs den Gräbern hinwandeln. Ich blieb von ferne stehen, um sie nicht zu erschrecken. Auch sie hielt an einem Grabe, wahrscheinlich dem ihrer Ältern, inne; schien eine kurze Andacht zu verrichten, und entfernte sich dann langsam. Ich folgte ihr von ferne nach, um zu sehen, in welches Haus sie gehe! Was glaubt ihr, Brüder, in welches Haus die Arme gehört, und wer der grausame Oheim zu seyn scheint?"

Alle drangen stürmisch auf den Namen des unväterlichen Mannes. Da warf der finstere Mann in der Ecke, welcher bisher, als ob ihn der Unfriedel plagte, hin und her schlug auf seinem Stuhle, sein großes Rundglas auf den Tisch, daß es splitterte; sprang auf, den Hut sich von der Stirne stossend, und schrie, daß Alle zusammenfuhren: „In des Böttcher's Wöllers Haus gehört die Ungerathene, und der betrogene Oheim bin' ich!"

„Halt, Meister Wöller," schrie'n Alle auf, „wofern ihr es wirklich seid! Was kommt Euch zu Sinnen?"

„Wie könnt Ihr so ein Bild gläubiger Ergebung eine Ungerathene nennen," begann Grunding, zornentglüht; — „mich dünkt, man thäte eher Euch nicht zu viel, wenn man Euch einen Ungerathenen, einen Unhold nennen!"

„Nennet mich, wie Ihr wollt," raste der Böttcher außer sich, „nennt mich einen Sohn der Hölle; einen Rabenohm, — aber den Knecht einer Närrinn nennt mich nicht; das Hausrecht sollt ihr nicht verunglimpfen. Thut sie also wirklich das, die gute Therese, das schwärmerische Kind! Wart! ungehorsame Dirne, ich will dir deine Schwärmerie austreiben; ich will dir zeigen, ob die Früchte süßer sind, die der Ruf einer Träumerinn, einer Nachtwandlerinn im ganzen Städtchen bringt, oder die Früchte eines vernünftigen, wohlberechneten Betragens. Er soll dir nur helfen, dein Hort und dein Patron, den du so zuversichtlich beim Worte nimmst! Aber deinen Theobald bekommst du, so lange ich die Augen offen habe, doch nicht. So einen hergelaufenen, federleichten, grillenfängerischen Taugenichts! Ja, meine warmen Herren Freunde meiner Mündel, meiner leidenden Jungfer Therese, — der grausame Oheim ruft Euch hiermit insgesammt zu Zeugen an, daß er grausam und grausamer seyn will, weil es den schon grausam heißt, wenn man eine Dirne zu etwas Ordentlichem anhält! Daß ich nicht ruhen will, bis sie selbst eingesteht, wer besser Wort hält, der kleine Böttcher, der die Fässer nach Nürnberg liefert, oder der große Böttcher, der das Faß der Welt gezimmert hat! Daß ich ihr nachschleichen will, der gutmüthigen Nachtwand-

serinn, und sie bei den Haaren wegreißen von ihrem Bettschemmel auf dem Kirchhof, oder von den Stufen des Altars, wenn ein günstiger Zufall ihr wieder einmal die Pforte offen zeigte . . . daß ich . . .

„D häuft nicht die Lasterungen, Meister Böttcher,“ fiel ihm Grunding in das Wort, „und gebt Acht, daß nicht der große Böttcher den kleinen auf eine schreckliche Weise zu Schanden macht.“

Noch einige Reden austossend, die aus einer ganz verstockten Seele kamen; taumelte der Unhold die Treppe empor. Aller Abscheu folgte ihm nach, und Als verabredeten sich, was in ihren Kräften stünde, beizutragen, um den trotzigen Lasterer zur Erkenntniß zu bringen.

Jetzt erst sah sich Grunding wieder um den Kranz aus weißen Rosen um. Er war aber nirgend mehr zu finden.

„Bei wem blieb er denn nur,“ begann Grunding unwillig; „wäre mir vom Herzen leid, wenn er mir abhanden gekommen wäre! Ich hatte, wie gesagt, schon mein Plänchen damit! Wer saß denn nur der Letzte? Nicht der Meistersänger? Wo ist er denn? Er hat sich so plötzlich verloren! Sollte Theobald? . . . Doch, wie Theobald? . . . Brüder, kommt ihr auf keine Ahnung? . . . Theobald heißt Theresens Getreuer; unser Theobald schlich mit Theresens Kranze fort! Es ist kein Zweifel, Brüder! Der verachtete Freier ist aus unserer Gilde, und es soll ihn nicht reuen, ihr anzugehören! Noch einmal die Gläser gefüllt! Es leben Theobald und Theresen!“

Alles stieß an die Gläser zusammen, daß es laut klang; leerte sie dann lautlos, und den Vivatrunk begleitete der Schlag Eins vom Theresia = Thurm.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Mittel wider die der Obst = Cultur so schädlichen Rinde = oder Blattläuse.

Unter allen bis nun bekannten Mitteln, um die Rinde = und Blattläuse zu vertreiben, ist eins der bewährtesten die Schwein = Fette (Schmeer), worin das Quecksilber abgetödtet wird.

Das Unguentum wird aber so zubereitet:

Man nimmt eine Portion, beiläufig eines Apfels dicke Schwein = Fette (Schmeer), dazu wird um einen Groschen oder zwei Kreuzer Quecksilber gethan, dieses mischt man in einem Mörser mit einem Stößel,

oder in einem Glase mit einem Hölzchen so lange untereinander, daß die Fette ganz blau wird, und keine Tropfen vom Quecksilber mehr zu sehen sind, dann schmiert man die Rinde, oder nur einige Blätter, an denen sich diese Läuse befinden, und binnen 12 Stunden verschwindet das ganze Ungeziefer, und kommt auch nicht mehr zum Vorschein.

### Mittel wider den Bienenstich.

Den schmerzlichen Bienenstich, und die sehr unangenehmen Folgen desselben gänzlich zu entkräften, reibe man, sobald man von der Biene gestochen wird, mit dem Saft des vorzüglich weiß blühenden Mohnkrautes, welches auf dem Felde wild, in Gärten aber veredelt wächst, die Wunde nach herausgezogenem Stachel stark ein, der Schmerz vergeht augenblicklich, und es wird gar keine Geschwulst folgen, welche sonst sehr lästig zu seyn pflegt.

### Epigramme.

(Von Pfeiffer.)

#### Der Obendichter.

Zur Sonne will der Lyriker sich schwingen  
Mit seinem hohen Lied;  
Es wird dem kühnen Sänger auch gelingen,  
Wenn's wahr ist — daß sie Wasser zieh't.

#### Der Doctorhut.

Den Arzt und Themis Priester ziert der Doctorhut.  
Allein, wer übt damit die höh're Macht?  
Nie hat der Eine im Gerichtshof die Klienten  
So einig, als der Andre seine Patienten  
Am Kirchhof unter einen Hut gebracht.

#### Discretion.

Jüngst schiffte einen Priester Askulap's,  
Freund Charon, ins Elysium.  
Der Schatten suchte seinen Obolus:  
„Verschone,“ sprach der Alte, „deine Taschen,  
„Von Eures Gleichen nehm' ich nichts;  
„Es muß ja eine Hand die and're waschen.“